

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 10

Artikel: Gottfried Keller : Anekdoten
Autor: A.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Keller-Anekdoten. *)

Von H. B.

Gottfried Keller auf Seelisberg.

Das Hotel Sonnenberg auf Seelisberg beherbergte seit dem 5. Juli des Jahres 1889 den Dichter Gottfried Keller.

Das Post- und Telegraphenbureau, das zwei Fräulein und ein Postbote besorgten, befand sich damals in der Vorhalle des Hotels. Für den Telegraphenverkehr war ein kleines Vorzimmer eingerichtet, welches vom Bureau durch eine Gitterwand abgetrennt war und den Schalter für die Aufgabe der Depeschen enthielt. Dieses Vorzimmer diente den Gästen oft als Schreibzimmer, da zu den eigentlichen Schreibsalons eine etwas beschwerliche steinerne Treppe hinaufführte. Diese Treppe war es, die unser Dichter hauptsächlich zu umgehen suchte. Er hielt sich daher sehr oft im Vorzimmer auf und las in einer Sofaecke seine Zeitungen.

Eines Tages trafen hohe Geistliche aus Rom ein, die sich für einige Tage als Gäste im Sonnenberg angemeldet hatten. Der damalige

*) Wir vertreten die Ansicht, daß Gottfried Keller, soweit er sich in der Anekdote spiegelt, dem Volke gehöre und nicht den Gelehrten, da diese sich ihm gegenüber nur ausnahmsweise an der Anekdotenbildung beteiligten, während er im Verkehr mit dem Mann aus dem Volke sich in seiner vollen Eigenart und ungehemmt durch Rücksichten auf seine literarische Persönlichkeit ausdrücken und benehmen konnte. Demnach ist es durchaus nicht zulässig, an alle Keller-Anekdoten einen ästhetischen Maßstab anzulegen und zu verlangen, sie müßten alle geistreich sein und auf der Höhe stehen, auf welcher sich Keller als Dichter, Brieffschreiber und Kritiker bewegt. Nach unserer Ansicht kann jede Anekdote, sofern sie den Stempel des Erlebten aufweist, dazu beitragen, das Bild dieses bedeutenden Mannes zu beleben und zu vertiefen. Erscheint er da und dort einmal drollig oder gar kleinlich, so hat seine Charaktergröße, wie sie in vielen Anekdoten zum Ausdruck gelangt, dafür gesorgt, daß diese Eindrücke nicht als entscheidend im Gedächtnis des Lesers haften bleiben. Aber auch von ihm darf das Wort gelten: Nichts Menschliches ist mir fremd! Er darf getrost von dem Piedestal, das die Literaturhistoriker und Aestheten ihm errichtet haben, herabsteigen und unter uns wandeln, so wie er gelebt hat. Die folgenden Anekdoten spielen sich ebenfalls im Wirtshaus, genauer im Gasthof ab, ohne daß Gottfried Keller deshalb als „Weinkeller“ erschiene. (Übrigens heißt es schon bei Bächtols: „Und was für ein Erzähler war G. K. auch hinter dem Wirtstisch! Im Vorbringen gemütlich humoristischer Sachen einfach unvergleichlich.“) Sie stammen zum Teil aus der Feder einer Dame, die unsern Dichter während seines Aufenthaltes in Seelisberg als Postfräulein bediente. In ihrer Trockenheit dürften sie echt kellerisch sein, eher als wenn man sie mit dem Öl des Aestheten gesalbt, oder mit geistreichenden Taschenspielerkünsten versehen hätte, wie sie gewisse Berliner Kritiker und ihre Nachbeter in der Schweiz verüben. H. B.

Hotel-Direktor wollte diesen geistlichen Würdenträgern einen ganz besondern Empfang bereiten und befahl dem Hotelpersonal, diese Monsignori aufs ehrerbietigste zu grüßen und zu bedienen.

Auch den Postangestellten wurde dieser Auftrag erteilt. Der eifrige Direktor ging selbst mit einem silbernem Teller an den Postschalter und befahl den Postfräulein, daß alle Briefsachen und Telegramme an diese Herren auf diesem Teller zu überreichen seien; ferner habe man diese Herren mit „Erzellenz“ anzureden und es sei vor ihnen eine Verbeugung zu machen.

Nun entgegnete ihm eines der Postfräulein: „Das fehlte noch! Wir sind im Lande Tells und sollen uns wieder vor einem Gefährhut beugen! Aus dem gibt's nichts; wir sind eidgenössische Angestellte und unsere Devise heißt: Ein jeder wird behandelt wie alle, und alle wie ein jeder.“

Der Direktor hob erboht ob dieser Einrede den Zeigefinger und sagte im Fortgehen: „Das wollen wir dann sehen.“

Nun aber trat der Dichter zum Schalter; vom Schreibstübchen aus hatte er diesen Vorfall mitangehört und rief dem Postfräulein in seinem Zürcher Dialekt zu: „Das händ Sie aber brav gmacht; die Antwort häd mer gfallt. I will dänn aber luege, wer vo euch Meister wird.“

Sein Freund Arnold Böcklin kam dazu und unter herzlichem Lachen erzählte ihm Keller das Vorkommnis.

Nun mußten die Postfräulein den Dichter auf ihrer Seite und waren froh darüber.

Am folgenden Morgen, als die Monsignori sich im großen Saal beim Frühstück zusammenfanden, überbrachte das Postfräulein, das dem Direktor widersprochen hatte, Telegramme für die hohen Gäste. Es trat mit freundlichem Gruß an ihren Tisch und übergab dieselben ohne Silberteller und ohne Knix.

Beim Ausgang des Saales traf das Fräulein den Dichter mit seinem Freunde Arnold Böcklin. „Sie händ eidgenössisch grüezt“, bemerkte Keller, und als die Pöstlerin bereits die halbe Treppe hinunter war, rief er ihr zu: „Das isch dänn nüd schön vo Ihne, daß sie so abe hüpfed, und lönd mi do obe so hilflos stoh uf dere böse Stäge.“

Das Fräulein kehrte zurück, bot dem Dichter den Arm, und er meinte darauf vergnügt: „es geht viel besser fälbander.“ Im Vestibül angelangt, wollte das Fräulein sich auf sein Bureau zurückziehen. Der Dichter aber protestierte und sagte: „Es häd no meh Stäge bis uf Terrasse abe, sie müen halt jeh de ganz Wäg mit mer mache.“

Dieser Aufforderung wurde vom Postfräulein willig nachgeleht. Auf der Terrasse angekommen, spielte die Kurkapelle des Dichters Lied: „O mein Heimatland.“ (Das hat sehr wahrscheinlich sein Freund Bocklin angeregt). Gottfried Keller dankte nun recht freundlich dem Postfräulein für die Begleitung und fügte hinzu: „Ich han aber doch no e chli meh übercho as wie eueri Devise lutet: „Einem so viel wie allne.“

* * *

Nun kam mit dem 19. Juli des Dichters 70ster Geburtstag. Er wurde herrlich gefeiert. Das Post- und Telegraphenbureau hatte an seine Adresse eine große Anzahl Glückwunschtelegramme, sowie Postpakete in Empfang zu nehmen.

Der Dichter war in ernster, feierlicher Stimmung und blieb, da er sich nicht wohl fühlte, auf seinem Zimmer bis gegen Mittag. Sein Freund Arnold Bocklin nahm Depeschen und Postsendungen für ihn in Empfang und bat alle, die dem Dichter nahen wollten, ihn nicht zu stören.

Die vielen Postpakete wurden durch den Hotelier und Freunde des Dichters geöffnet, in einem Salon des Grand-Hotel Sonnenberg auf einem prächtig geschmückten Gabentisch angeordnet.

Als das Fest vorüber war, verlangten die Postfräulein vom Dichter die Unterschrift für die an seine Adresse eingelaufenen Postpakete. Wie waren sie erstaunt, als er rundweg erwiderte: „Das tuen ich nöd, i cha doch nüd wüsse, ob ich das Büg do alles übercho han, wie's igschreibe ich.“

Die Postfräulein verwiesen auf seinen Freund Arnold Bocklin und den Hotelier, zeigten ihm sogar die sorgsam aufbewahrten Paketumhüllungen. Alles half nichts, Gottfried Keller blieb bei seiner Aussage: „Das tuen ich nöd.“

In ihrer Not gingen die Postfräulein zum Hotelier, der zugleich Posthalter in Seelisberg

war, und dieser gab dann seine Unterschrift für den Empfang der Postsendungen an die Adresse des Dichters.

Raum war im Postbuch unterschrieben, ging Meister Gottfried zum Schalter, verlangte das Buch und sagte: „Ich will jeh doch unterschreibe; ich weiß ja, daß ihr mi nöd bschummlet händ.“

Die Fräulein erwiderten ihm, daß dies nun nicht mehr nötig sei, der Hotelier habe für ihn unterzeichnet; da lachte er aus vollem Herzen und sagte: „Ich han bis jeh immer glaubt, ihr seied do Meister; jehst händ ihr euch dann doch no hüge müesse.“

„Jo, aber vor eme-n- Eidgenoß“, lachte sie, „und do ich es freiwillig gscheh.“

Es war also eine nochmalige Probe gewesen, welche die Selbstherrlichkeit des Postfräuleins ein wenig demütigen sollte, und sie war dem Dichter auch völlig gelungen.

Gottfried Keller als Tierfreund.

Ein großer Hund, obwohl kein Bernhardiner, Barry genannt, der dem Hotelier gehörte, war sehr anhänglich an eines der Postfräulein, weil sie ihm ein krankes Bein gepflegt hatte. Er hielt sich daher, ganz ohne ihr Wissen, häufig in der Nähe des Postbureaus auf, was die Kurgäste mehrmals zu Klagen veranlaßte.

Der Dichter hörte eines Tages eine junge Dame am Schalter sich äußern, daß es nicht erlaubt sei, den Hund hierher zu locken, er gehöre an die Kette ins Hundehaus in der Laube.

Nun aber schloß der Dichter mit Barry Freundschaft und holte ihn in die Schreibstube; Barry legte sich zu seinen Füßen und fühlte bald, daß man ihn hier in Ruhe ließ. „Wänn's dann der Einte oder der Andere nöd rächt ich, Barry, daß du mit mer bisch, so chnurre mer sie ebe dann zämme a“, meinte der Dichter zu Barry.

Sein guter Instinkt.

Im Juni 1846 nahm Keller laut „Traumbuch“ am kantonalen Schützenfest in Winterthur teil, bei welcher Gelegenheit er einen Schaffhauser Juristen ohrfeigte. Dessen nachherige demagogische Umtriebe veranlaßten Keller, dieser Remiszenz die Worte beizufügen: „Ich hatte doch einen guten Instinkt damals, und ich segne den Wein, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich und ließ sich doch prügeln.“

Lakonisch.

Der in tragischer Weise aus dem Leben geschiedene herzensgute Pfarrer Oskar Brändli gab am gesprächigen Stammtisch unter Kollegen und Freunden wiederholt folgendes Erlebnis zum besten. Noch erinnere ich mich, wie er dabei eine breite Lache aufschlug — um mich eines Ausdrucks Meister Gottfrieds zu bedienen — und am Schluß bekräftigend mit beiden Händen auf die Kniee niederpatzte:

„Endlich waren meine verschiedenen Prüfungen glücklich überstanden, und ich durfte den Lohn und die Krone meiner theologischen Beflissenheit, das pfarrherrliche Diplom als junger Student auf der Zürcher Staatschreiberei unterzeichnen lassen. Die größte Freude aber bereite mir die Aussicht, bei diesem Anlaß mit Gottfried Keller, dem berühmten Staatschreiber, ein paar Worte tauschen zu können. Wußte ich doch, welch ein prächtiger Mensch und gottvoller Erzähler er war! Daß die Unterhaltung sich auf neun Worte be-

schränken würde, stellte ich mir trotz einer gewissen Bescheidenheit, die mir eigen war, allerdings nicht vor. Sie fiel wirklich recht einseitig und sachlich aus.

Als ich aus dem Wartezimmer durch die vom Weibel geöffnete Tür auf des Dichters Pult zuschritt, wo er sichtlich in eine Arbeit vertieft war, fragte er mich freundlich:

„Was wänd Sie?“

Als er mir das von ihm unterzeichnete Diplom aushändigte, sagte er nicht minder herzwinnend:

„Do händ Sie!“

Und als ich ihm endlich, auf irgend einen Glückwunsch oder Derartiges wartend, einen Augenblick wortlos gegenüberstand, hieß es, indem er zum Abbruch der Unterhaltung blies:

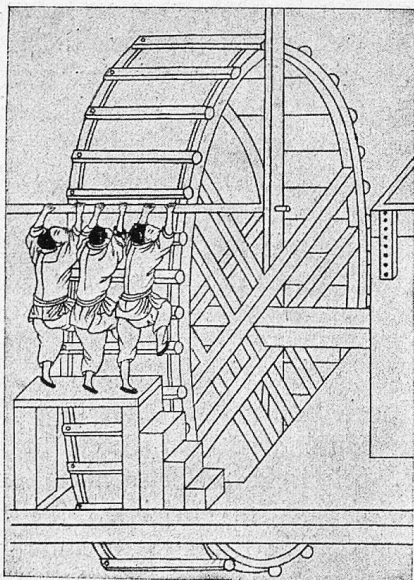
„Sek gönd Sie.“

Keller durfte kurz angebunden sein, und ich zürnte ihm keineswegs; denn er hatte mir damals schon mehr gesagt als irgend einer unter den Lebenden.“

Tretmühlen.

Von F. M. Feldhaus.

Die Sorge um die Verwendung großer Sklavenmassen im Altertum ließ keinen Raum für die Anwendung kraftsparender Maschinen. Wollte man einen schweren Stein aufrichten,



Trettrödel in China, um 1725.

eine Pyramide erbauen, dann brauchte man nur Sklaven, Seile und ein paar Rundhölzer. Denn man schaffte die Steinlast zuerst einen

künstlichen Hügel hinauf, den man zu diesem Zweck aufgeschichtet hatte, und dann kippte man den Stein vom Hügel herab, so daß er senkrecht stand. Auch die Pyramiden wurden mit Hilfe schräger Erdschüttungen gebaut. War eine Steinlage fertig, dann erhöhte man den schrägen Weg, bis man schließlich eine Erdschüttung hatte, die bis zur Spitze der Pyramide führte. Nach der Fertigstellung schaufelte man die Erde beiseite.

Aus Griechenland und Rom haben wir die ersten Nachrichten von Kraftmaschinen des Altertums. Der Techniker Philon aus Byzanz beschrieb ums Jahr 230 v. Chr. die hier abgebildete Trettrödel, die ein Wasserschöpfwerk anzutreiben hat. Und aus der römischen Kaiserzeit kennen wir einige Denkmäler von großen Bauten, auf denen gewaltige Treträder zum Heben von Steinen durch Flaschenzüge zu sehen sind.

Im Mittelalter, das keine Sklaven mehr zur Verfügung hatte, das aber auch in seinen Bauten bescheidener war als das Altertum, hören wir häufiger von Treträdern. Meist werden sie zum Betrieb von Mühlen verwendet, wenn kein Wasser vorhanden ist, und Gregor von Tours sagt ums Jahr 580, es sei ein